Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 19 (1915)

Artikel: Der suchende König

Autor: Hesse, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574311

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

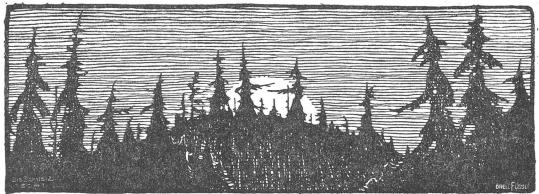
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



LINCK

Nachtgefühl

Tief mit blauer Nachtgewalt, Die mein Herz erhellt, Bricht aus jähem Wolkenspalt Da im bleichen Sterneduft Mond und Sternenwelt.

Seele flammt aus ihrer Gruft, Lodernd aufgeschürt, Nacht die Harfe rührt.

Sorge flieht, und Not wird klein, Seit der Ruf geschah. Mag ich morgen nimmer sein — Heute bin ich da!

hermann heffe, Bern.

Der suchende König.

Nachbrud berboten. Alle Rechte borbehalten.

Bon Bermann Seffe, Bern.

Im ältesten Indien der Götterzeit, Jahrhunderte vor dem Auftreten Gautamas, des großen Buddha, ward einst= mals ein neuer König von den Brah= manen geweiht und über das Volk gesetzt. Dieser genoß die Freundschaft und Be-Iehrung zweier Weisen, die ihn Iehrten, sich durch Fasten zu heiligen, die dem Blute innewohnenden Stürme seinem Willen zu unterwerfen und sein Denken zum Verständnis des All-Einen vorzubereiten.

Es war zu jener Zeit unter den Brahmanen ein eifriges Streiten über die Gigenschaften der Götter, über das Verhält= nis des einen zum andern und über das Verhältnis eines jeden zum All-Einen. Manche hatten begonnen, das Dasein aller Gottheiten zu leugnen, indem sie die Namen der Götter als Namen der wahr= nehmbaren Teile des unsichtbaren Einen erklärten. Andere bestritten dieses heftig,

beharrten bei den alten Gottheiten und wollten gerade das All-Eine nicht als wesenhaft, sondern nur als Symbol für die Gesamtheit der Götter gelten lassen. Ebenso wurden die in den Hymnen ent= haltenen heiligen Worte von den einen als erschaffen und wandelbar, von anderen als urwesenhaft, ja als das allein Un= wandelbare aufgefaßt. Hier sowohl wie auf allen anderen Gebieten der heiligen Erkenntnis äußerte sich das Streben nach der letten Wahrheit in einem Zweifeln und Streiten darüber, was Geist selbst und was nur Symbol sei, obwohl nicht wenige auch diese Unterscheidung noch verwarfen und Geist und Wort, Wesen und Gleichnis für untrennbare Ein= heiten ansahen.

Auch jene beiden Brahmanen, deren besonderen Unterricht der nach Erkennt= nis dürstende König genoß, waren unter= einander uneins über die lette Wahr= heit. Da sie beide im Ruse außerordentlicher Weisheit standen, betrübte es den König oftmals, ihre Uneinigkeit anzusehen, und häusig dachte er bei sich: "Wenn diese zwei Weisesten über die Wahrheit nicht einig werden können, wie soll da ich, der ich wenig gelehrt bin, semals ein Wissender werden? Wohl zweisle ich nicht, daß es nur eine einzige und unteilbare Wahrheit geben kann; doch scheint es mir selbst für Brahmanen unmöglich, sie mit Sicherheit zu erkennen."

Seine beiden Lehrmeister aber, wenn er sie hierüber befragte, sagten ihm nur: "Viele sind der Wege, doch nur ein Ziel. Faste, töte die Leidenschaften in dir, rezitiere die heiligen Strophen und denke über sie nach!"

Der König tat, was ihm gesagt war, und machte große Fortschritte im Wissen, ohne jedoch an das Ziel zu dringen und die lette Wahrheit zu schauen. Indem er die Leidenschaften des Blutes überwand, jedes tierische Behagen verabscheute und von Essen und Trinken nur das Not= wendigste — täglich eine Banane und einige Reiskörner — zu sich nahm, rei= nigte er sich an Leib und Geist und ver= mochte allen Eifer und alle Kraft und alle Sehnsucht seines Wesens einzig auf das lette Ziel zu richten. Heilige Worte, deren Silben ihm früher leer und öde getönt hatten, erschlossen ihm nun die Blüte ihrer Wesenheit, und in den Kampf= spielen und Uebungen des Verstandes erwarb er jeden Preis. Den Schlüssel zum letten Geheimnis aller Geheimnisse aber und zum Rätsel jeden Seins, den fand er nicht.

Da verschloß er sich vierzig Tage in sein Gemach, aß keinen Bissen und schlief ohne Decke noch Kissen auf dem Estrich. Sein hagerer Leib duftete Reinheit, sein Gesicht glänzte milde, und seine Augen waren klarer als die der Brahmanen. Und nach diesen vierzig Tagen lud er die Brahmanen ein, in der Halle des Tempels ihren Verstand im Lösen schwieriger Fragen zu üben, und für die Gewinner des Preises standen weiße Kühe mit golzdenem Schmuck als Ehrengeschenke bereit.

Die Brahmanen kamen, ließen sich nieder und eröffneten alsbald die Schlacht der Gedanken und Worte. Sie bewiesen

Glied für Glied die genaue Uebereinstim= mung der sinnlichen und der geistigen Welt, schärften ihren Sinn im Erklären von heiligen Strophen und redeten über das Brahma und den Atman. Sie verglichen das hundertnamige Urwesen mit dem Winde, mit dem Wasser, mit dem im Wasser aufgelösten Salze, mit der Vereinigung von Mann und Weib. Sie er= sannen Vergleiche und Bilder für das Brahma, das Götter erschafft, die größer sind als das Brahma selbst, und unterschieden das schaffende Brahma von jenem, welches das Geschaffene in sich schließt, sie versuchten es mit sich selbst zu vergleichen. Sie stritten darüber, ob der Atman älter als sein Name, ob er mit seinem Namen ein und dasselbe, ob sein Name gleich seinem Wesen oder nur eine Schöpfung desselben sei.

Immer wieder hub der König an und versuchte die Weisen mit neuen Fragen. Allein je mehr die Brahmanen Antwort und Erklärung gaben, je mehr sie redeten und zu wissen schienen, desto mehr fühlte der König sich unter ihnen allen einsam und verlassen. Und je mehr er fragte und den Antwortenden zunickte und den Weisesten Geschenke gab, desto brennender erfüllte ihn die Sehnsucht nach der Wahrheit selbst. Diese wurde, wie er wohl erkannte, von allen Reden und Untersuchungen nur umkreist, nie berührt, und in den innersten Kreis drang keiner.

Da versank der König in sich selbst, verschloß alle seine Sinne und richtete seinen glühenden Willen einzig auf die Wahrheit, von der er wußte, daß sie an jedwedem Wesen teilhabe und in jedem schlummere, also auch in ihm, dem Könige. Und da er rein und schlackenlos in seinem Innern war, fand er in sich Sättigung und Helle, und je tieser er in sich versank, desto lichter ward es vor ihm, gleichwie wenn einer in einer Höhle wandert und sich immer mehr, mit jedem Schritte, dem strahlenden Ausgange nähert.

Indessen redeten und stritten die Brahmanen noch lange Zeit unter sich weiter und achteten des stumm und taub gewordenen Königs nicht. Bis endlich einer von ihnen den Versunkenen bemerkte. Er zeigte schweigend mit dem Finger auf ihn,

sein Nachbar tat desgleichen und dessen Nachbar wieder, und jeder verstummte, und bald saßen sie alle ganz ohne Rede und schauten den König an. Der saß auferecht mit bewegungslosen Mienen, sein Blick war im Unendlichen verloren, und sein Antlitz strahlte wie ein seliges Gestirn. Und alle neigten sich und erkannten, daß in diesem Wesen Gott selbst, der Inbegriff aller Götter, eingekehrt sei.

Der König aber, dessen Sinne in Einheit verschmolzen und nach innen gerichtet waren, schaute die Wahrheit selbst, die unteilbare, als reines Licht, das ihn mit süßer Gewißheit durchdrang, wie der Sonnenstrahl einen Edelstein durchdringt, daß er selbst Licht und Sonne wird und Schöpfer und Geschöpf in sich vereint.

Und da er erwachte und um sich schaute, lachten seine Augen, und seine Stirne leuchtete wie ein Stern. Er legte sein Gewand von sich, verließ den Tempel und die Stadt und sein Königreich und ging nacht in die Wälder, in denen er für immer verschwand.

Maria Churnheer.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Paul Ilg, Zürich. (Fortsehung).

Das große Naturereignis meiner Jugendzeit war jener von Frost und Eis star= rende Winter Anfang der Neunzigerjahre. der den Treustädter See von einem Ende zum andern zudeckte. Nur die ältesten An= sassen erinnerten sich einer totalen "See= gefrörne". In vergilbten Kalendern hatten wir gelesen, wie das Volk anno 1830 aus Rand und Band geriet, die Reichen in zweispännigen Schlitten von einem Ufer zum andern tollten und sogar die Aerm= sten, denen zu Sause der Ofen kaum warm wurde, wenigstens die Narrenfastnacht auf dem Eise mitmachten. Uns klangen diese Berichte märchenhaft. Das mußte eine Zeit der Wunder gewesen sein, mit der die unsrige leider keine Aehnlichkeit hatte. Umso größer war der Jubel, als das Unerwartete eines Tages mit Händen zu greifen war. Schnell wie ein Kriegs= ruf verbreitete sich die Kunde im ganzen Land und weit darüber hinaus, die be= scheidenen Gasthöfe der Uferstädtchen waren in wenigen Tagen gestürmt, es wimmelte von großstädtischen Sports= leuten, deren Kostüme und Kunstläufe die Einheimischen mit Bewunderung sahen. Aus allen Anstalten zum Genuß der Win= terherrlichkeit sprach eine phantastische Aufregung: das Gefühl: Strömt herbei, eh der Zauber schwindet — beherrschte Groß und Klein. Nicht bloß reiche und arme Tagediebe ging das an. Biedere Handwerker, die nicht leicht eine Stunde in den Wind schlugen, eingefleischte Stu-

benhoder und Federfuchser, zimperliche Jungfern, ja sogar ungelenke Bauern= knechte schnallten sich Schlittschuhe an, um die Illusion der Flügelfraft, die rieselnden Schauer der Gefahr zu erleben. Das "Blaumachen" riß in allen Berufen ein, und weil das Naturwunder auch diesmal mit der Kastnacht zusammenfiel, kam die bürgerliche Ordnung beträchtlich ins Wanten. Aus den Wirtschaften schallte fast ununterbrochen der Lärm von liederlichen Gesellen, die ihren Unfug trieben und sich bei allen Schandtaten dreist auf die altverbürgte Fastnachtsfreiheit beriefen. Am schwersten hatten es wohl die Lehrer, ihr Regiment aufrechtzuerhalten. Die muß= ten denken, es sei plöglich eine Susten= epidemie ausgebrochen, so schnell häuften sich die verdachterregenden Absenzen. Mit dem pflichttreuen Rest mochte auch nichts Gescheites anzufangen sein. Die jungen Geister flogen heimlich aus wie zu einem Hexensabbat. Da kam zu ihrem Heil ein kluger Schulrat auf den Gedanken, der harrenden Jugend in Anbetracht der besonderen Zeitläufe eine außerordent= liche Ferienwoche zu gewähren. Ob das heute, im Zeitalter des Kindes, auch noch möglich wäre? Aber erst durch diese Ber= fügung wurde die Gefrörne zu einem bunten, wimmelnden, herzerquidenden Volksfest. Die Freude übertraf alle Erwartungen. Am frühen Morgen schon war die Treustädter Bucht weit über den Hafen hinaus belebt von dem verwegenen